

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(498.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 7. Mai 2010

Anwesend: **Balharek**, Christa, Karlsruhe; **Braun**, Dr. Johann, Karlsruhe; **Braungardt**, Kurt, Karlsruhe; **Broeker**, Gudrun, Karlsruhe; **Brunner**, Isolde, Karlsruhe; **Buschbach**, Reinhard, Karlsruhe; **Drollinger**, Dr. Kuno, Karlsruhe; **Fahrenbruch**, Rainer, Karlsruhe; **Gilg**, Johanna, Bruchsal; **Haehling v. Lanzenauer**, Dr. Reiner, Baden-Baden; **Herkert**, Angelika, Karlsruhe; **John**, Dr. Herwig, Marxzell; **Katz**, Harald, Pforzheim; **Krimm**, Prof. Dr. Konrad, Karlsruhe; **Müller-Herkert**, Bernhard, Karlsruhe; **Raithel**, Fred, Laudenbach; **Roellecke**, Prof. Dr. Gerd, Karlsruhe; **Roellecke**, Elga, Karlsruhe; **Schillinger**, Erich, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Prof. Dr. Hansmartin, Karlsruhe; **Schwarzmaier**, Lore, Karlsruhe; **Theil**, Dr. Bernhard, Stuttgart; **Weber**, Raimund, Heubach; **Wüst**, Gabriele, Rastatt; **Zierer**, Martin, Pforzheim.

Vortrag von

Prof. Dr. Konrad Krimm, Karlsruhe

über

**Beamte im Großherzogtum Baden –
zum Beispiel Archivare**

[Die ausgearbeitete Fassung unter dem Titel „Die Archivare und die Macht. Zum politischen Selbstverständnis badischer Beamter im Kaiserreich“ ist veröffentlicht in: Robert Kretzschmar (Hg.), Staatliche Archive als landeskundliche Kompetenzzentren in Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 2010, S. 71-98]

Das Wesen politischer Parteien bringt die Missachtung auch der christlichsten Ueberzeugung mit sich, wenn sie nicht mit den Anschauungen der Partei übereinstimmt. Ein Historiker sollte sich daher nie in den Kampf der Parteien mischen. Denn das Wesen der Geschichtsforschung erheischt das Erkennen der Ueberzeugungen, auch wenn sie der eigenen Ansicht widerstreben, ja widersinnig erscheinen, und das Erkennen ehrlicher Meinung führt von selbst zu ihrer Achtung.

Friedrich von Weech, 11. Sept. 1893

Beamte sind weisungsabhängig. Ihre Banalität macht die Feststellung nicht unwichtig; sie soll davor bewahren, von Archivaren ein anderes Verhältnis gegenüber der Machthierarchie zu erwarten als von anderen Beamten. Archivare sind Teil der Macht, sie üben sie im Staatsauftrag aus und sind ihr unterworfen. Anmutungen der Macht müssen sie als Beamte hinnehmen, auch

wenn sie anderer Meinung sind – sehr selten ziehen sie daraus Konsequenzen für ihre Biografie. Was sie für schädlich halten, können sie kritisieren und sind sogar dazu verpflichtet, aber die Entscheidungen haben sie zu akzeptieren, ob es nun die Einführung eines landeseinheitlichen Aktenplans ist wie die badische Rubrikenordnung von Johann Nikolaus Brauer 1801 oder eine der Verwaltungsreformen, deren Nachteile schon zuvor offenkundig sind. Mag sein, dass Archivare durch ihre besondere Verwaltungskennntnis sensibler sind für die Folgen: Die Karlsruher Archivare von 1801 wussten, dass ein verabsolutierter Ordnungsbegriff Ordnung zerstört, und sagten es auch (später verteidigten sie diese neue Ordnung bis zum Unsinn), und ihre Nachfahren vor und nach 2000 erlebten bei ihren Behörden“kunden“, wie funktionierende Verwaltungen beseitigt oder geschwächt wurden – und auch sie hatten dazu ihre Meinung. Volker Rödel musste sich als Leiter des Generallandesarchivs immer wieder auch mit solchen Diktaten der Macht auseinandersetzen: mit *Steuerungsinstrumenten*, die die einen für Hilfsmittel zur Effizienzsteigerung hielten, andere für reine Machtwerkzeuge und wieder andere für des Kaisers neue Kleider, zur Schau gestellt auf unzähligen Fortbildungsveranstaltungen. Kraft und Ohnmacht einer Verwaltung begegneten Volker Rödel auch in den Verhandlungen um den Erweiterungsbau des Generallandesarchivs und er konnte sich, als der Hürdenlauf nicht zu enden schien, damit trösten, dass im Machtspiel der Haushaltspolitik noch kein badischer Archivbau in weniger als 20 Jahren realisiert worden war. Um Macht ging es schließlich auch, als die Verwaltungsreform 2004/5 das Archivwesen ergriff und neue Strukturen erzwang – dieser Diskurs wurde vielleicht zur stärksten Herausforderung des Archivleiters Volker Rödel und er hat hier, gemeinsam mit den anderen Archivleitern, neue Wege der Bewältigung gesucht.

Die Beispiele bestätigen indessen den Anfangsbefund: Archivare sind Verwaltungsbeamte wie andere auch, sie reagieren nicht anders und ihr Selbstverständnis ordnet sie ein in den „Beamtenstaat“, ihre Geschichte ist Teil der Sozialgeschichte des öffentlichen Dienstes, wie ihn Bernd Wunder und Hans Georg Merz für Baden beschrieben haben. Und doch stimmt unser Befund nicht ganz. Seitdem die Archivare Wissenschaftler waren – oder besser: Seitdem statt Verwaltungsjuristen Historiker Archivare wurden, um es auf eine vereinfachende Formel zu bringen, – gehören sie zugleich einer anderen Gruppe an, die ihre eigenen Regeln besitzt und in der (obwohl gerne Republik des Geistes genannt) die Machthierarchien wieder anders verteilt sind. Für das Generallandesarchiv lässt sich diese Epoche der „Historikerarchivare“ recht genau datieren, zumindest in ihrem Anfang: Nicht zufällig befassen sich gleich zwei Beiträge dieses Bandes mit Franz Josef Mone, der in seiner Zeit als Archivdirektor (1835-1868) das badische Archivwesen wie auch das Wissenschaftsverständnis der Archivare prägte. Als Historiografen

hielten und halten sich die Historikerarchivare für weisungsunabhängig und nur sich selbst bzw. ihrem wissenschaftlichen Ethos verantwortlich. Dass selbst ein Regestenwerk, geschweige denn Geschichtsschreibung nicht im politikfreien Raum entsteht, wussten die Archivare natürlich genauso; die Bedeutung von Mones *Quellensammlung der badischen Geschichte* für die Staatspropaganda Großherzog Leopolds ist immer wieder beschrieben worden und schon Mones streitbarer Sohn Fredegar versuchte seinem Intimfeind, dem Archivdirektor Karl Heinrich Roth von Schreckenstein nachzuweisen, wie dieser sich mit einer Arbeit über Rudolf von Habsburg als guter Ultramontaner ausgewiesen habe. Aber für Archivare wie Mone und seine Nachfolger – um diese soll es im Folgenden gehen – waren Staatsmacht und politische Macht nicht identisch. In einer Zeit, in der sich politische Parteien erst etablierten und ihre Machtmittel kennen lernten, schienen Dynastie und Staat mit solcher *Politik* nichts zu tun zu haben. Wie sonst hätte Friedrich von Weech sich im reifen Alter feierlich die Lebenssumme notieren können, die wir als Motto vorangestellt haben – ausgerechnet er! Wie kaum ein anderer Karlsruher Archivdirektor vor und nach ihm wusste er sein Ansehen als Beamter und Wissenschaftler in die politische Arena zu werfen, sich den Mächtigen unentbehrlich und sich dafür belohnen zu lassen, kaum ein anderer hat sich auch mit so vielseitigem Interesse den tages- und parteipolitischen Fragen gestellt. Aber er hat diesen Widerspruch offenbar nicht als solchen empfunden. Schon als junger Freiburger Dozent schrieb er seinem Freund Roth von Schreckenstein, *ich kümmere mich weder um badische Politik noch um confessionelle Polemik, sondern gehe meinen Weg geradeaus, ohne jemand zu provocieren, aber auch ohne jemand zu huldigen*, und machte sich lustig über die Beamten, die im Wind der Neuen Ära seit 1860 plötzlich ihre liberalen Überzeugungen entdeckten. Und Roth konnte – beim Sturz Roggenbachs 1865 – ebenso wohlgenut an Weech formulieren: *Wie froh bin ich, dass mich der ganze Hexensabbath nichts angeht. Fast möchte ich mit den Studenten in Auerbachs Keller singen:*

*Ich aber halte es für wirklichen Gewinn,
Daß ich kein bad'scher Oberamtman bin
Und danke Gott an jedem frühen Morgen,
Daß ich nicht hab für's bad'sche Reich zu sorgen.*

Nicht der *Politik* dienten die beiden, sondern dem Interesse des Landes und des Fürstenhauses, das dieses Land repräsentierte (man könnte die Reihenfolge auch umdrehen).

Wenn wir uns im Folgenden vor allem mit Freiherren Karl Heinrich Roth von Schreckenstein (Archivdirektor 1868-1885) und Friedrich von Weech (Archivdirektor 1885-1905) befassen

und sie als Vertreter einer überaus *politischen* Generation von Beamten verstehen, kann dies natürlich nicht heißen, dass ihre Vorgänger und Nachfolger in Karlsruhe, Franz Josef Mone und Karl Obser, weniger politische Erfahrungen zu machen hatten oder sich gar nur als Archivgelehrte sahen – im Gegenteil! Mone erlebte als Konservativer die Revolution und als überzeugter Katholik den ersten heftigen badischen Kulturkampf; sein anonymes Bericht *Über die katholischen Zustände in Baden* galt so dezidiert als Kampfschrift gegen die Regierung, dass Roth von Schreckenstein ihm dies noch posthum als Dienstvergehen ankreidete. Und auch Mone wurde von Großherzog Friedrich I. ebenso selbstverständlich wie spätere Archivdirektoren für politische Aufgaben herangezogen. Als Mone im Sommer 1853 oberitalienische und österreichische Archive bereiste, ist mehr als fraglich, ob dies wirklich den ehrwürdigen Anfängen des Hauses Baden galt – dabei kam auch nicht viel heraus – oder nicht eher der militärstrategischen Lage: Mit Radetzky hatte er in Mailand über eine eventuelle Besetzung der Schweiz durch Österreich und eine badische Beteiligung daran zu verhandeln und aus St. Paul in Kärnten berichtete er vor allem über die Destabilisierung des Landes, die verlogene Presse, das revolutionäre Potential in der Bürokratie und die drohende Verarmung der Landbevölkerung durch die Ablösung der Feudallasten. Obser andererseits (Archivdirektor 1905-1924) stand seinem Vorgänger Weech im politischen Engagement kaum nach. Im Vorstand der Nationalliberalen Partei verkörperte er nach seinen Worten den Wechsel zur *jungen* Richtung (wie ihn Heinrich Mann für die Welt des Diederich Heßling anschaulich schildert) und im Zentrum der Macht hatte er sich durch seine Freundschaft mit Hugo von Babo, dem Leiter des Geheimen Kabinetts, so heimisch gemacht, dass für ihn 1918 nicht nur eine, sondern seine Welt zusammenbrach. Aber schon diese wenigen Stichworte genügen, um verständlich zu machen, dass sowohl Mone wie Obser mit ihren Biografien tatsächlich in ganz andere Zusammenhänge hineinreichten. Die leopoldinische Epoche in Baden hatte ihre eigenen Probleme ebenso wie der schmerzhafteste Übergang von der Monarchie zur Republik. Der Aufbruch des badischen Liberalismus in der Neuen Ära, das Erlebnis des ungewissen Ausgangs der deutschen Frage und die Etablierung Badens im Bismarck-Reich bilden für sich genommen ein nicht weniger dramatisches und prägendes Kapitel in der Geschichte Badens und des badischen Beamtentums, sodaß die Beschränkung auf die Zeit zwischen 1860 und 1900 gerechtfertigt sein mag. Kaum nötig zu unterstreichen, dass das archivische Wirken der beiden Protagonisten nur ein Randthema sein soll – dass dort aber deren eigentliche und bleibende Leistungen zu suchen sind, darf über Fragen nach politischem Verhalten und Repräsentativität der Rollen nicht vergessen werden.

Da es hier also weniger um Archiv- als um Mentalitätsgeschichte gehen soll, um Selbstsicht, um Wahrnehmung anderer und durch andere, bieten sich dafür auch andere Quellen an als die staatliche Überlieferung. Im Mittelpunkt steht die Korrespondenz zwischen Roth von Schreckenstein und von Weech, wie sie im Nachlass von Weech im Generallandesarchiv zwar bekannt, aber kaum genutzt, im Nachlass Roth von Schreckenstein aus dem Billafinger Gutsarchiv (heute im Staatsarchiv Sigmaringen) bisher unbeachtet geblieben ist. In beiden Korrespondenzsammlungen vermischen sich Privates, Wissenschaftliches und Dienstliches; wann Benutzungsfragen zu den Akten oder – wie manchmal bei Weech – zusammen mit den Antwortschreibern aus dem Kopierbuch bei der Privatkorrespondenz landeten, ist nicht immer nachvollziehbar. Wichtiger ist, dass sich in beiden Korrespondenzen ein wahrer geistesgeschichtlicher Makrokosmos der Beziehungen auftut; die Vielfalt politischer und wissenschaftsgeschichtlicher Themen überwältigt geradezu. Auch die Dichte mancher Korrespondenz überrascht. Wo sich beide Briefserien ineinander lesen lassen – wie bei Roth und Weech –, begegnen wir einem funkelnden Dialog, der von Seiten Roths brilliant, sarkastisch und lebhaft, von Seiten Weechs eher geglättet, aber nicht weniger pointiert geführt wurde. Der Briefwechsel setzt 1861 ein und dürfte sich so an einen Aufenthalt Weechs in Nürnberg angeschlossen haben, wo Roth stellvertretender Direktor des Germanischen Nationalmuseums war; 1863 wechselte er an das fürstenbergische Archiv in Donaueschingen. Weechs Berufsweg führte über eine Dozentur an der Universität Freiburg (1862) an die Hofbibliothek in Karlsruhe (1864) und 1867 in das Generallandesarchiv. Mit dem Dienstantritt Roths in Karlsruhe 1868 beschränkten sich die Schreiben naturgemäß auf Berichte von Reisen und Urlauben; eine Entfremdung, von der noch zu reden sein wird, ließ sie dann vollends einschlafen.

Beide verband viel: der Adel, die Konfession, das breite wissenschaftliche und politische Interesse, die Hellsichtigkeit, die Lust an der Kritik und – als vielgescholtene *Ausländer* – die Distanz zu den engen badischen Verhältnissen. Hier überboten sich beide in der Schilderung Krähwinkels. Was sich aus Karlsruhe so liest: *Die hiesige ‚Gesellschaft‘ zeichnet sich durch bedeutende Geistesarmuth aus. Es fehlen ihr alle Elemente, die in einer großen Stadt die ersten Kreise auch zu den besten und geistvollsten machen*, wird aus dem Klatschnest Donaueschingen konkreter beschrieben: *Ob Serenissimus auf einem Balle oder sonst wo mit dem A eine halbe Minute langer [sic] spricht als mit dem B, das ist für C bis Z ein Gegenstand reiflicher Erwägung*. Deutlich werden aber auch die Unterschiede. Adel war ja nicht gleich Adel; Roth von Schreckenstein war in den Kreisen des südbadischen und oberschwäbischen grundherrlichen Adels zu Hause, nach Verwandtschaft und Herkunft zählte er sich

selbstverständlich zum alten ritterschaftlichen Herrschaftsstand und zog scharfe Grenzen, nach unten wie nach oben: *Alles was uns in Rücksicht auf den Adel als Stand, als Postulat einer gesunden Politik erscheint, das hat für die Leute, die dem Adel höchstens noch einen Strick gönnen, gar keinen Werth. Wie sich der hohe Adel dabei halten wird, wenn er seine Interessen, die doch historisch keine wesentlich anderen sind, von denjenigen der Ritterschaft völlig trennt, darüber bin ich mir ziemlich klar. Bene dormit, qui non sentit quam male dormiat. Der Bureaukrat, als standesherrlicher Diener, sucht seinen Herren, wenn er hoch mit demselben hinaus will, zum gewaltigen Bourgeois zu machen. Das thut er bona fide. Der Herr aber, der sich zum Bourgeois machen lässt, der bedenkt noch schwerlich das Ende.* Dieses Ende der Revolutionen von unten und oben, der Egalisierung durch den modern-liberalen Staat sah Roth voll Pessimismus in der *Charlotte Corday* von Ponsart vorformuliert:

Les Bourgeois ont chassé les nobles et les rois.

Bien! Le peuple à son tour chassera les bourgeois.

Der Ritterschaft selbst gab Roth fast fatalistisch kaum noch Chancen: *Die Ritterschaft ist im Allgemeinen schlimm gelagert. Was über ihr steht, ist ängstlich bemüht, jene Quasilegitimität zu erhalten, bei der man pro domo legitimirt ist, aber verkennt, dass das mindere, historische Recht des kleinen Edelmannes nur quantitativ, nicht aber qualitativ weniger wiegt, als dasjenige des Dynasten. Was aber unter uns steht, – den alten Standes- und Rangverhältnissen nach, an welche aber höchstens einige Sonderlinge wie wir noch ernstlich glauben, – das läuft Sturm gegen uns und findet allenthalben Bundesgenossen. Fuimus. Noch bin ich nicht muthig genug, um ein freudiges Erimus aussprechen zu können. Aber hoffen wollen wir doch* Äußerlich hielt Roth an den Konventionen seines Standes fest, selbst wenn er dafür keine Zukunft sah. Seine militärische Laufbahn in Württemberg gehörte in diesen Zusammenhang und als Grundherr war er schon 1859 badischer Kammerherr geworden (nicht als Karrierist wie Weech, der es sich überlegen musste, wann er sich in die Warteschlange der Beamten für den Kammerjunkertitel einzureihen hatte). Roth genoss das adlige Landleben in Billafingen, ging häufig zur Jagd – als Archivdirektor am fürstenbergischen Hof gehörte das ohnehin zu den Dienstaufgaben – und wurzelte auch in seinem historischen Denken ganz in der Welt des mediatisierten Adels; seine *Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrome* war in diesem Sinn politisches Bekenntnis und Adelsgeschichte blieb sein bevorzugtes Forschungsgebiet. Um die Chancen des grundherrlichen Adels in den neuen Staaten ging es auch immer wieder in seiner Korrespondenz mit Roderich von Stotzingen, dem profilierten Sprecher des katholischen Adels in der badischen Ersten Kammer.

In seiner Ritterschaftsgeschichte hatte Roth den Eintritt des reichsfreien Adels in den Hofdienst als sozialen Abstieg beschrieben; daran knüpfte Stotzingen an, denn es entsprach seiner Überzeugung, dass sich *nach und nach ein förmliches Proletariat unter dem Adel gebildet hat*, das keinen Grundbesitz mehr habe wie die Roggenbach – eine Spitze gegen den liberalen Exponenten –, *um das tägliche Brot diene, im Beamtentum ganz aufgegangen* und trotzdem leider in die Erste Kammer wählbar sei. Mit Emphase entwarf Stotzingen dagegen das Bild eines neuen, gestaltenden Adels im modernen Staat: *Wir selbst müssen die neue Stellung in Staat und Gemeinde uns erkämpfen, wir müssen uns [in] die Lage versetzen, besser unbezahlt aus Interesse an der Sache alles im Staats- und Gemeindehaushalt zu thun, was der Beamte nur aus Interesse an seinem Gehalt thut*. Dass sein Adressat ja ebenso im Brotdienst stand, schien nicht zu stören – wir werden freilich darauf zurückkommen müssen; auch wenn Stotzingen an seine *Pflicht als Katholik, Edelmann und Conservativer* appellierte, verweigerte sich Roth letztlich seinem stürmischen Drängen nach Übernahme eines politischen Mandats. Aber am Diskurs des ehemals reichsfreien oder – wie im Breisgau – höchst selbstbewussten landsässigen Adels nahm er teil und wurde miteingerechnet; auch seine Freundschaft mit Stotzingen war bekannt.

Stotzingens Informationen gingen auch in die Briefe Roths an Weech ein. Dessen Welt war nun allerdings gerade die des abhängigen Militär- und Amtsadels, der überhaupt erst im fürstlichen Dienst nach oben gelangt war. Von den bürgerlichen Karlsruher Archivaren aus gesehen glänzte es auch hier; Josef Dambacher notierte 1867, dass sich Weech in seinen *besseren Verhältnissen, die ich ihm von Herzen gönne*, offenbar wohl fühle. So war auch Weechs Karriere als wissenschaftlicher Beamter keineswegs fest vorgegeben; 1864 schwankte er, ob er sich nicht nach dem Rat seines Freundes Heinrich von Treitschke in den diplomatisch-politischen Dienst des Herzogs von Augustenburg bei dessen Kampf um die schleswig-holsteinischen Herzogtümer begeben sollte, und in Karlsruhe hoffte er auf Aufnahme in den Dienst des Außenministers Franz von Roggenbach. Viel selbstverständlicher als Roth war Weech die Teilnahme an der aktuellen kulturpolitischen Auseinandersetzung. Er verstand es nicht als Widerspruch, sein Gewicht als Historiker auch journalistisch einzusetzen; Treitschke spielte genau darauf an, als er ihn 1879 um eine Rezension seiner *Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts* in der Tagespresse bat, da die Zunftgenossen sich dazu nicht herabließen. Für Weech dagegen wurde Pressearbeit fast zum zweiten Beruf. Gustav Freytag konnte ihn zeitweise für regelmäßige Berichte *Aus Baden* für den *Grenzboten* gewinnen. Zu seinem eigentlichen feuilletonistischen Imperium machte er die *Literarische Beilage* der Karlsruher Zeitung, des badischen Regierungsorgans, die er 1879 begründete und bis zum Ende des

Jahrhunderts fortlaufend mit Texten versah. Diese Lust am Pressekommentar und am Feuilleton, die Bereitschaft, wissenschaftlichen wie politischen Streit auch öffentlich auszutragen, entsprach dabei durchaus dem Stil der Zeit, Weech machte hier keine Ausnahme; auch Historiker wie Ludwig Häusser bestiegen diesen Ring ganz selbstverständlich und selbst Gustav Freytags Angebot an Weech, unter dem Schutz strikter Anonymität sich auch *in seinem Urtheil getrost gehen lassen* zu können, galt keineswegs als degoutant, sondern gehörte zum gängigen Waffenarsenal. Die Öffentlichkeit vermerkte dieses lebhaftes Presseengagement Weechs allerdings nicht nur positiv. In der Haushaltsdebatte von 1882 wurde die Regierung befragt, weshalb Weech *längere Zeit bei der Karlsruher Zeitung offiziell thätig gewesen [sei] und ... jetzt noch verschiedene Zeitungen und Korrespondenzen* versehe – das Kollegium des Generallandesarchivs sei offenbar *durchaus nicht genügend beschäftigt*. Staatsminister Turban stellte sich zwar vor das Archiv, lehnte aber auch das Disziplinarverfahren ab, das Weech in einer dramatischen Aufwallung gegen sich selbst verlangte, und ließ sich auf keine weitere Erörterung des Berufsbildes ein. Ob Weechs Versuch, aus dem Archivdienst auf einen Lehrstuhl zu wechseln, vielleicht doch auch an diesem journalistischen Moment in seinem Werk scheiterte, steht dahin. Treitschke – der ihm vor Ort hätte helfen können – kritisierte eine solche misslungene Bewerbung nach Heidelberg unverblümt, räumte ihm allerdings *als Katholik wohl am Leichtesten in Freiburg Chancen* ein. Damit ist das Motiv genannt, das für beide, Roth von Schreckenstein wie von Weech, wohl zu den bestimmendsten und zugleich zu den schwierigsten in ihrem politischen Denken gehörte: ihr Katholizismus.

Wir begegnen dabei einem Umstand, der in seiner verblüffenden Simplität ebenso bekannt wie undiskutiert geblieben ist: Seit Franz Josef Mone waren rund 100 Jahre lang die Direktoren des Generallandesarchivs Katholiken; erst die Nationalsozialisten inthronisierten mit Karl Stenzel einen Protestanten im Archiv, dem *schwarzen Krankenhaus*. Die anders gearteten Verhältnisse der Weimarer und der NS-Zeit können hier unbeachtet bleiben, aber auch für die Monarchie ist der Fakt schwer zu erklären. Sah die Regierung hier die Chance, an einem Vorzeigeposten ihre immer wieder angezweifelte konfessionelle Neutralität bzw. die Chancengleichheit für Katholiken zu beweisen? Für unsere Fragestellung ist es interessanter, dem aus der Perspektive der Betroffenen nachzugehen. Sie hatten sich als loyale Beamte zu bewähren. Die unselige Gleichung „Katholik, also ultramontan, also unzuverlässig wenn nicht staatsfeindlich“ gehörte zu den groben Geschützen des badischen Liberalismus, sie machte es dem Einzelnen fast unmöglich, sich der Gruppenzuordnung zu entziehen. Franz Josef Mone scheute diesen Konflikt nicht und wurde, noch mehr sein Sohn Fredegar, dezidiert zu den *Freiburgern*, zum ultramontanen Lager gezählt; selbst die Angriffe Roths von Schreckenstein

auf seinen verstorbenen Vorgänger und dessen Amtsführung vermischten auf prekäre, fast grotesk-kleinliche Weise archivische Ordnungsprobleme mit kirchenpolitischer Polemik. Katholisch zu sein, sich aber dem Lagerdenken zu verweigern, wurde für jede folgende Generation schwieriger. Als sich der politische Katholizismus unter den Angriffen der liberalen und dann nationalliberalen Politik als Partei erfolgreich etabliert hatte, machte dies die Aufstiegschancen eines Katholiken nicht größer und die anhaltende und dominierende kulturprotestantische Kirchenkritik gefährdete alte Bindungen. Karl Obser sollte unter dem Eindruck dieser kulturellen Stimmungskämpfe konvertieren. Für seine Vorgänger, Roth von Schreckenstein und von Weech, wurde der Kulturkampf zu einer Frage der Selbstdefinition.

Beide verband zunächst eine tiefsitzende, konservative Abneigung gegen die protestantisch geprägte liberale Kammermajorität. Roth von Schreckenstein, der über Roderich von Stotzingen auch mit Erzbischof Ketteler in Berührung kam, empörte sich über die Blindheit des Liberalismus in der sozialen Frage, nicht weniger über den liberalen Doktrinarismus: *Diese guten Bourgeois, die jetzt so fest im Sattel sitzen, dass sie sich der Täuschung hingeben, es werde sich die ganze Welt in saeculorum saecula um den stabil gewordenen Liberalismus drehen, ohne Gegensätze und Sühnungen! Wer weiß, ob die Zukunft nicht dem vierten Stande gehört und der verträgt sich, auf die Dauer, herzlich schlecht mit dem dritten. Was aber soll die sociale Bewegung eindämmen können, wenn nicht die Kirche? Die politischen Fragen blassen ab und die sociale wächst an, zum riesengroßen rothen Gespenste. Das Endresultat des gepriesenen industriellen Fortschritts kenne ich nicht, aber das weiß ich, dass Hungertod in den Straßen Londons mit zur Signatura Temporum gehört. Ergo videant consules ne quid detrimenti res publica capiat. Geradezu jämmerlich ist der Meinungsterror der jetzt herrscht. Und das wollen liberale Leute sein, die nicht einmal eine andere Ansicht ertragen können! Man versuche es doch einmal in irgend einem der diversen Tabagien, in denen sich der intelligente Philister Abends breit macht, auch nur um des Nagels Breite von der obligaten Bewunderung des Ministeriums Roggenbach-Lamey abzuweichen, und man wird sein blaues Wunder erleben.*

Diese strikte Distanz zum politischen Liberalismus wandelte sich bei Roth aber allmählich. In dem Maß, in dem er unter den engen Verhältnissen in Donaueschingen litt und bei der ländlichen Honoratiorengesellschaft aneckte (die sich streng an die kirchenpolitischen Devisen aus Freiburg hielt), wurden seine Urteile differenzierter. Zwar empfand er sich als Konservativen in der Opposition, vermisste bei den politischen Freunden aber ein *positives Programm*, wie es die Liberalen besaßen. Dass er 1865 seine Wahl in die Erste Kammer ablehnte, begründete er mit dem Widerstand seines Dienstherrn, des Fürsten Karl Egon von

Fürstenberg, der ihm soviel Freiraum nicht gewähren wolle; auch glaubte er befürchten zu müssen, dass ihm sein Vorgesetzter und besonderer Feind, der fürstenbergische Domänendirektor Prestinari, bei längerer Abwesenheit seine Herrschaft im Archiv streitig mache. Das mochte subjektiv so stimmen – aber 1869 lehnte er sein Mandat für die südbadischen Grundherren, den Adel *ob der Murg*, ein zweites Mal ab, nun bereits als Karlsruher Archivdirektor im Zentrum der Macht und ohne die misslichen Umstände in der Provinz. War er sich seiner politischen Zugehörigkeit überhaupt noch sicher? Schon 1867 überwog die Kritik am Erzbistumsverweser Lothar von Kübel und dessen Favoriten Heinrich Hansjakob; Roth ärgerte, dass *alles was mit der so genannten neuen Ära zusammenhängt oder auch nur zusammenzuhängen scheint, ... in den Augen der unbedingt gegnerischen Partei de facto schon gerichtet ist*. Da er mit seiner Meinung nicht zurückhielt, galt er in Donaueschingen bald als zu wenig katholisch; seine Position wurde schließlich so unklar, dass er – wie er Weech amüsiert berichtete – *je nach Bedarf, als klerikal, reactionär, fortschrittlich und ministerial gesinnt bezeichnet* wurde. Letztlich wurzelte auch Roths unseliger Krieg mit Vater und Sohn Mone in dieser vertrackten Donaueschinger Konstellation. Roth fühlte sich von Franz Josef Mones Verwandtem Warnkönig in Donaueschingen argwöhnisch auf seine politische Korrektheit, soll heißen Kirchentreue hin kontrolliert. Früh schon kam das Gerücht auf, Roth strebe nach Mones Nachfolge im Generallandesarchiv und bedrohe so das Karlsruher *Monepolium*. In den Augen Fredegar Mones bedeutete die politische Offenheit Roths umso mehr Apostasie, schlimmer noch, Heuchelei eines Wendehalses, der sich erst als Freimaurer, dann als Ultramontaner und schließlich bei Bedarf auch als Liberaler ausgab.

Als die Frage der Mone-Nachfolge näherrückte und Roth – anders als früher – auch aktiv seine Bewerbung betrieb, fiel seine politische Selbsteinschätzung dann bemerkenswert zurückhaltend aus. Mit liberal-protestantischem Gegenwind aus Karlsruhe musste er rechnen. Bei Hofchargen wie dem Präsidenten des Geheimen Kabinetts Ungern-Sternberg war zu *fürchten, dass irgend jemand ihm das Schreckenswort „Ultramontan“ ins Ohr flüstert*, und der Karlsruher Archivar Josef Dambacher hatte Roth vor dem *Kläffer* im Innenministerium Ludwig Cron gewarnt, *der boshafteste, tückischste Katholikenfresser obenan. Denn dass Sie Katholik sind, wird diesem Menschen und Consorten gewaltige Gänsehaut erregen und sie zur Opposition treiben*. Roth beteuerte seinem Karlsruher Sprachrohr Weech, dass er an kirchlichen Agitationen nicht teilnehme, zwar konservativ, aber politisch nicht aktiv sei – was ja auch das Amt eines Archivdirektors gebiete – und überhaupt wisse, *wohin man gelangen muß, wenn man mit logischer Consequenz die Pferde hinter den Wagen spannt*. Damit hatte er sich von seinen politischen Freunden gewissermaßen verabschiedet und wurde auch künftig diesem seinem

politischen Unbedenklichkeitszeugnis gerecht; er sprach von *kirchlichen Wühlereien* im Kulturkampf und polterte gegen die Katholische Volkspartei. Die Überschärfe Roths in seinem Pressekrieg mit Fredegar Mone – die so auffällig war, dass die Sache zur *cause celebre* in der Residenz und in ganz Baden wurde und nach der Meinung der Honoratioren eigentlich *nur noch mit der Pistole erledigt werden* konnte – lässt sich wohl nur aus dieser langen persönlichen Vorgeschichte erklären. Roth vermutete, dass er als *Anhänger der ultramontanen Partei* wohl von jedem Angriff aus Freiburg verschont geblieben wäre – und seine Angreifer wussten, wo er verwundbar war.

Als Katholik verstand sich dezidiert auch Weech. Vor allem in den späteren Jahren gehörte die Mitwirkung in katholischen Gremien wie dem Karlsruher Stiftungsrat zum breiten Spektrum seiner öffentlichen, ehrenamtlichen Tätigkeiten. Von seinen Romreisen berichtete er regelmäßig im Feuilleton der Karlsruher Zeitung, ließ sich mit Vergnügen vom allmächtigen Kardinalstaatssekretär Rampolla für einen Ultramontanen halten und war wegen seiner guten Verbindungen auch der Richtige, um 1895 Leo XIII. in Privataudienz ein Geschenk Großherzog Friedrichs I. zu überreichen. Aber dies war ruhigere Nach-Kulturkampfzeit; wie wenig der nationalliberale Weech mit dem Zentrum zu tun hatte, zeigte sein Aufruf an die Katholiken seines Wahlkreises im Juni 1893, im Reichstag über alle Parteigrenzen hinweg die umstrittene Militärvorlage Reichskanzler Caprivis zu unterstützen; das Zentrum lehnte diese Vorlage ab. Eine Generation früher waren es die Ultramontanen, die ihn *hassen und verfolgt haben* – aus nicht ganz unverständlichen Gründen, denn im *Grenzboten* hatte er *Aus Baden* berichtet, dass *im Sommer 1865 die katholischen Geistlichen die Kanzel urplötzlich in eine Tribüne verwandelten, von der im Ton des reinsten Jacobinerthums gegen die „Stadtherrn“, die „Geldprotzen“, die Bourgeois, die kein Herz für das Volk hätten, die Fabriktyrannen usw. gepredigt wurde*: Damit hatte er geschickt Kulturkampf, soziale Frage und Revolutionsangst auf eine Weise verknüpft, wie es kein Protestant besser konnte. Seit seiner Freiburger Zeit zählte er sich zu denjenigen Katholiken, die in der Kirchenpolitik der Neuen Ära die Verständigung mit der Regierung suchten. Auf die badischen Liberalen war er dabei freilich ebenso wenig gut zu sprechen wie sein Freund Roth von Schreckenstein, weniger von einer ständisch- als einer nationalkonservativen Seite aus: *Dem vulgären Liberalismus wird mein Buch keine Freude machen: Denn ich werde – wiewohl ich auf einem durchaus freisinnigen Standpunkt stehe – nicht unterlassen, die Sünden dieser politischen Krankheit nach Gebühr ans Tageslicht zu stellen. Vielleicht hilft's auch etwas für die Gegenwart. Denn auch diese krank doch vorwiegend noch an dem schwachsinnigen Phrasengebräu der Rotteck-Welcker'schen Traditionen*. Unter dem Eindruck der überraschenden ultramontanen Erfolge im Wahlkampf

zum Zollparlament misstraute er – wie viele Liberale – auch den Forderungen nach allgemeinem und direktem Wahlrecht. *Ich gehöre zu den entschiedensten Gegnern des allgemeinen Stimmrechts, nicht so fast [sic], weil es den souveränen Unverstand der Massen zur Herrschaft verhilft, denn dagegen ist jede leidliche Regierung und die Intelligenz der Minorität ein Correctiv, sondern wegen der demoralisierenden Wirkung der den Abstimmungen vorausgehenden Agitation. Daß dabei von rechts und links nach besten Kräften gehetzt, gewählt, gelogen und verläumdert wird, versteht sich von selbst. Beamte missbrauchen ihre ihnen vom Staat zu ganz anderen Zwecken gegebene Autorität, Geistliche die Kanzel, wo doch die Tagespolitik völlig fern bleiben sollte ... Ich habe hier dem Regierungscandidaten meine Stimme gegeben, einmal weil ich der Ansicht bin, dass ein Beamter, wenn er überhaupt wählt, nicht den Regierungsgegner wählen soll, wenn er dies irgend mit seinem Gewissen vereinbaren kann* – sicher ein Schlüsselsatz zum politischen Selbstverständnis eines Beamten im Großherzogtum. Zu den Exponenten der Neuen Ära, zu Roggenbach, Mathy, Lamey und Jolly, besaß Weech gute Beziehungen – wichtig für Roth von Schreckenstein – , nicht weniger zur liberalen Grauen Eminenz am Hof während des Kulturkampfes, Johann Paul von Ungern-Sternberg. Zusammen mit seinem Freund Heinrich von Treitschke wurde er denn auch in seiner Dozentur in Freiburg von der katholischen Presse als Favorit der Regierung im politisch verminten Gelände angesehen:

Gothaisch gekoschert, so kommt man allein

Derzeit in den badischen Staatsdienst hinein.

Aber nicht die Nähe zu den Liberalen kennzeichnete Weech, sondern die Bindung an die Regierungspolitik, wie sie dann von den Nationalliberalen mitgetragen wurde. Als die Kammermajorität 1868 Staatsminister Jolly in der Kirchenpolitik die Gefolgschaft verweigerte und Johann Caspar Bluntschli und andere mit der *Offenburger Fronde* eigene Wege gehen wollten, berieten Weech und Treitschke, wie man den *kläglichen Kerlen* in der Presse begegnen konnte; Weech sollte Bluntschli in der nationalliberalen Nationalzeitung entgentreten – da sich deren Redakteure vor Treitschke *bekreuzen* – und zugleich Treitschke den Ton angeben, den dieser selbst publizistisch anschlagen sollte: je nach Bedarf schonend (um Jolly Verhandlungen mit den Abtrünnigen zu erleichtern, wie sie dann auch stattfanden) oder als gnadenlosen Verriss. Dass soviel Taktik den engen, aktuellen Kontakt Weechs mit der Regierung voraussetzte, versteht sich von selbst.

Nicht immer so klar wie im Kulturkampf verliefen die Fronten in der nationalen Frage, aber auch hier waren die ungleichen Freunde Roth und Weech tief in den Diskurs verstrickt, der die

Jahre nach 1860 in ganz Deutschland und besonders heftig in Baden bewegte. Eher resignierend fürchtete Roth den *Eisenminister* in Berlin und – *Das hieße ja Gott versuchen!* – den preußisch-österreichischen Krieg. Sein Freund Stotzingen bestärkte ihn darin; er mochte die Illusion Erzbischof Ketteler nicht teilen, der wegen des günstigeren preußischen Kirchengesetzes in einem preußischen Sieger *das vom Himmel erkorene Werkzeug* sah, *den Sieg des Katholizismus in Deutschland anzubahnen*. Stotzingen argwöhnte vielmehr, *dass sobald Preussen seiner Sache sicher ist, es die Maske fallen lassen wird und die Schonung gegen den Katholizismus aufhört*. Wie die Mehrheit der öffentlichen Meinung in Süddeutschland konnte auch Roth die anfängliche Neutralität des Großherzogs im Konflikt von 1866 nicht verstehen. Weech, hier ganz im Fahrwasser von Treitschke, hatte dagegen schon früher aus seiner Hoffnung auf eine kleindeutsche, nationalstaatliche Lösung keinen Hehl gemacht. Bei seiner Abneigung gegen *die absolute Nullität des ganzen Bundeswesens* sah er *das beste Heilmittel für all den Jammer und für die ewige Wiederkehr dieser Stürme im Glas Wasser im Auflösen der heillosen Kleinstaaterie, deren Zwecklosigkeit, ja Gemeinschädlichkeit mir jeden Tag mehr einleuchtet* – nicht ohne hinzuzufügen: *Für einen großherzoglich badischen Hofbeamten* (er war zu dieser Zeit Hofbibliothekar) *gränzen solche Expectorationen an Staatsverrath! Übrigens habe ich meinen gnädigsten Herrn im Verdacht, dass er ähnlich denkt*; damit kam Weech der Faszination Preußens auf Friedrich I. von Baden in den Jahren vor 1871 ja durchaus nahe. Von einem preußisch-deutschen Staat erwartete Weech nicht nur ein Ende des Kulturkampfes (ähnlich Ketteler), sondern auch *gut Konservatives*, also einen Dämpfer für den Liberalismus. Er gestand Roth sogar unter dem Eindruck der politischen Wende, die Lust an seiner *Geschichte des Constitutionalismus* verloren zu haben.

Das lässt aufhorchen. Auch Roth konnte sich in der Aufregung der preußisch-österreichischen Konfliktszeit schwer auf den Archivalltag zurückziehen. *Um bei solchen Zeiten ruhig seine Regesten und Urkundenabschriften machen zu können, dazu gehört etwas Fischblut. Ganz und gar habe ich es noch nicht*. Aber damit beschrieb Roth nur seine Gefühle. Weech schien sich aus politischer Überzeugung von seinem Werk verabschieden zu wollen. Die Beschäftigung mit dem Paradestück der Liberalen, der badischen Verfassungsgeschichte, ging auf eine Anregung Ungern-Sternbergs zurück. Der Leiter des Geheimen Kabinetts hatte Weech mehrfach die Einsicht in Archivalien für eine Biografie Karl Friedrichs untersagen müssen, um Ludwig Häusser hier den Vortritt zu lassen; als eine Art Trost hatte Ungern-Sternberg das Verfassungsthema vorgeschlagen und Weech war sofort darauf eingegangen. Wie verhielt es sich also mit Auftragsarbeiten, wie verstanden Roth und Weech überhaupt als Historiker die Bindung an ihre Dienstherrn?

Zum besseren Verständnis müssen wir uns dieses Dienstverhältnis selbst etwas näher ansehen. Beide, Roth und Weech, wussten und schätzten es, dass sie als Archivare das besondere Vertrauen ihrer Fürsten brauchten und auch besaßen. Sie deswegen einfach als „Fürstendiener“ zu betrachten, würde ihnen aber nicht gerecht; beide konnten sich in ihrem Urteil auch distanziert äußern. Roth von Schreckenstein vor allem – auch dies sicher ein Teil seines reichsritterschaftlichen Selbstverständnisses – beobachtete, hielt innerlich Abstand zur Hofwelt und schätzte die Stärken und Schwächen seines Prinzipals genau ein. Zumindest in Donaueschingen: Den in der Karlsruher Hofbibliothek unzufriedenen Weech tröstete er mit den sarkastischen Befund *Wirkliches Interesse für wissenschaftliche Dinge, haben die großen Herren gar selten. Sie denken insgesamt wie der König in Tiecks gestieftem Kater, der sich zwar einen Hofgelehrten hält, denselben aber mit dem Hofnarren in die gleiche Kategorie stellt. Wir können uns, rebus sic stantibus, noch dazu gratulieren, dass man weder in Karlsruhe noch in Donaueschingen Pflege der Künste und Wissenschaften proniert, denn das wäre noch schlimmer, vielleicht kaum auszuhalten.* Seinen Fürsten Karl Egon zeichnete er gegenüber Weech je länger, desto häufiger als geistlose und desinteressierte Duodez-Existenz. Wie lästig dynastisches Interesse tatsächlich sein konnte, replizierte Weech zwei Jahre später, nun schon vom Generallandesarchiv aus: *Dieser gute Prinz [Karl], der nichts zu thun hat als seine Maitresse zu besuchen, hat auf einmal den furchtbaren Gedanken, sich mit badischer Geschichte zu befassen; er hat sich heute [im Generallandesarchiv] allerlei hierauf bezügliche Titel notiert. Ich meinerseits hege für meine Ruhe große Befürchtungen vor dieser unerwarteten Betriebsamkeit.*

Beide wussten freilich, dass sie es bei Großherzog Friedrich I. mit anderen Qualitäten zu tun hatten, und vor allem wussten beide, dass ihre Karrieren ohne die Unterstützung des badischen Hofs keineswegs gesichert waren; die Gründe dafür haben wir kennengelernt. So geriet der lange Weg Roths von Donaueschingen auf den Karlsruher Direktorsposten zu einem Musterfall der sorgfältigen diplomatischen Vorbereitung, der politischen Patronage und vor allem der wirksamen Seilschaft mit Weech. Roth hatte sich zunächst noch lustig gemacht über die Gerüchte, die Mone in Karlsruhe gegen ihn verbreitete und die ihm Weech kolportierte: *„Es sei ihm [Mone] von zuverlässiger Seite gesagt worden, ich hätte die Wahl [zur Ersten Kammer] gesucht, um mich in C[arlsruhe] für seine Stelle möglich zu machen“, und als ich dann ablehnte, „man habe ihm, von zuverlässiger Seite, gesagt, dass ich mich in allen kirchlich-politischen Dingen von jeder Demonstration ausschliesse und also wohl aus diesem Grunde nicht angenommen haben würde, um mich in C[arlsruhe] nicht unmöglich machen zu müssen“.* Mehrfach betonte Roth, dass er nach Karlsruhe nur gerufen kommen wollte. Ende 1867 bat er

aber Weech, diese Berufung nun aktiv zu betreiben. Jeder Schritt bei den Hofchargen, bei Ungern-Sternberg, beim Hofmarschall von Gemmingen, bei Staatsminister Jolly, beim Ministerialreferenten von Dusch usf. wurde abgesprochen und berichtet. Dass der Großherzog im Archiv einen *Strafpfeußen* einsetzen könnte, wie die alten Archivare Bader und Dambacher es *als Schreckbild am Archiv-Horizont auftauchen* sahen, hielt Weech für unbegründet. Auch eine Bewerbung Wilhelm Wattenbachs – damals Professor in Heidelberg – war nicht zu befürchten, da Wattenbach *seit Jahren eifrig Politik treibe*, von Minister Jolly des Kontakts mit den katholischen Volksvereinen verdächtigt wurde und das Ministerium *der gewiß richtigen Ansicht ist, dass die Vertrauensstellung eines Archivars jede Beteiligung an dem Getriebe der Tagespolitik ausschließen sollte* – jedenfalls, wenn dies auf der falschen Seite geschah, wie wir hinzufügen dürfen. Letztlich kam es aber auf den Großherzog selbst an. Roth, der ja schon lange badischer Kammerherr war, beantragte jetzt den Kammerherrenschlüssel, um sich in Erinnerung zu bringen. Die Hofnähe war entscheidend, Roth kannte seinen langjährigen Vorteil auch gegenüber Mones Hoffnungen für seinen Sohn Fredegar, da man ihn als Adligen schon früher *decorierte und zur Tafel zog*. Und auch Weech als Roths Promotor war längst als *gern gesehene Person in den höchsten Kreisen* bekannt.

Die Inszenierung gelang perfekt. Dass der Dienstanfang Roths in Karlsruhe bald überschattet war vom immer heftigeren Streit mit Vater und Sohn Mone, machte den Rückhalt durch den Großherzog – den dieser ebenso bereitwillig gab wie das Ministerium – umso wichtiger. Wir brauchen die Prozedur von Bewerbung und Ernennung bei Weech 1885 nicht ähnlich zu verfolgen; dass er wegen des bald ausbrechenden Konflikts mit Roth mehrfach versucht hatte, mit Hilfe seiner Freunde Heinrich von Treitschke bzw. Gustav Freytag aus Karlsruhe wegzukommen und Posten in Heidelberg, Berlin oder Gotha zu erhalten, scheint ihm trotz Verstimmungen *von oben* nicht geschadet zu haben. Für die Direktoren des Generallandesarchivs blieb die Hofpräsenz unerlässlich. Roth wie Weech waren als Kammerherren Zeremonienmeister bei höfischen Festen und Empfängen, wie sie, je länger Friedrich I. regierte, immer häufiger wurden; die Hofkultur des späten Wilhelminismus machte ja auch um Baden keinen Bogen. Den direkten Hofkontakt setzten auch Weechs Ehrenämter zum Teil voraus. Der Badische Männerhilfsverein, den er aus seinen Erfahrungen im Krieg gegen Frankreich 1871 gründete und jahrzehntelang leitete, bezog sich ideell auf den Badischen Frauenverein unter dem energischen Protektorat der Großherzogin Luise. Der beachtliche Erfolg des Männerhilfsvereins und des Landesverbands vom Roten Kreuz, dem Weech präsierte, beruhte sicher auch auf dieser Parallelität und wenn Weech Baden auf

internationalen Konferenzen des Roten Kreuzes vertrat, flossen beide Aufgabenbereiche ohnehin ineinander.

Weechs besondere Berufung wurde die Herausgabe von Festschriften zu den Regierungsjubiläen. Die Bände von 1877, 1881 und 1902 spiegeln den wachsenden Anspruch an solche Devotionalien; mit der illustrierten Festschrift von 1881 über *Die Zähringer in Baden* entstand aus der Zusammenarbeit mit Hermann Götz, dem badischen Papst des Kunsthandwerks und der dekorativen Grafik seiner Zeit, ein Musterbuch der gründerzeitlichen Geschmackskonventionen. Die Festschrift des Generallandesarchivs zum 50-jährigen Regierungsjubiläum von 1902 zeigte schon im prächtigen Einband, in welcher Rolle der Archivar gesehen sein sollte: im Kostüm des 18., des absolutistischen Jahrhunderts, mit dem Lorbeerkranz in der Hand wie mit einer Wünschelrute auf dem Weg durch die aufgehäuften Archivalien, als Chronist schreibbereit im Dienst der Dynastie, deren Schloss im Hintergrund grüßt. Der Historiker als Stimme seines Herrn also, als Höfling und Panegyriker? Wir wollen die Ikonografie eines Bucheinbands nicht überstrapazieren. Ob sich Weech wirklich als Hofgeschichtsschreiber des Ancien Régime verstand, haben wir aber zu fragen und kommen damit auch auf seine Auftragsarbeiten und sein Selbstverständnis als Wissenschaftler zurück. Andere sahen natürlich diese publizistischen Abhängigkeiten und schon in den Nachrufen wurde vorsichtig unterschieden zwischen wissenschaftlichen und eher populären Werken; man brauchte dabei gar nicht so weit zu gehen wie Fredegar Mone, der eine Passage in der Festschrift von 1877 über den Kulturkampf – Erzbischof Hermann von Vicari habe *das Gefühl von Tausenden beleidigt*, als er das Seelenamt für Großherzog Leopold verweigerte – bissig glossierte: *das Gefühl von Tausenden! verlogen. Niemand hat hierin eine Kränkung gesehen. - Das war alles Heuchelei!* Auffällig ist aber, dass keine der Festschriften aus der Zeit vor 1885 von Roth von Schreckenstein stammen, der ja eigentlich das Generallandesarchiv zu vertreten hatte. Roth – und dies ergänzt wesentlich die Konturen seiner so anderen Biografie – hütete sich, in seinen historischen Publikationen **Zeitgeschichte** des Hauses Baden zu berühren. Wir haben gesehen, dass auch seine Stoffe ihren aktuellen politischen Kontext hatten und auch er erhielt Aufträge; auf den persönlichen Wunsch Großherzog Friedrichs schrieb er eine Geschichte der Mainau. Aber dabei beschränkte er sich strikt auf die Geschichte der Kommende des Deutschen Ordens und die Edition von Urkunden; über den Erwerb und die Pflege der Insel durch den Großherzog und dessen Vorliebe für dieses Arkadien fiel kein Wort. Roth warnte schon den jungen Weech vor der Korruption durch die Gegenwart. Weech hatte in Freiburg Vorträge über die Zeit bis 1830 gehalten und sie mit Erfolg 1863 zum Druck gebracht, 1864 erhielt er darauf von Friedrich I. den Auftrag zu einer badischen Geschichte seit dem Tod Karl Friedrichs. Roth mahnte: *Die*

Aufgabe ist eine überaus schwierige und Du wirst hoffentlich nicht zu einer verfrühten Publication gedrängt werden ... Sind auch die Hauptpersonen vom Schauplatz abgetreten, so leben doch noch deren Kinder und nächste Verwandten. Das wird zu einer sehr vorsichtigen, man könnte sagen, diplomatischen Behandlung veranlassen müssen. Gegenüber Stotzingen formulierte Roth die Problematik solcher Auftragsarbeiten unverblümt: *Die rechte historische Wahrheit, nach der der Archivar strebt und die er wenigstens annäherungsweise zu Tage fördern kann, ist in der Regel viel weniger glorios als jenes Zeug, das die gnädigsten Herren über ihre Ahnen in den Büchern gefälliger Pragmatiker und bezahlter Adulatoren lesen können.* Weech scheint Roths Mahnung im Moment beherzigt zu haben, vielleicht hielten ihn auch seine noch unsicheren Umstände in Freiburg von der Bearbeitung ab; später dürfte sein Material, mit dem er ja dem Liberalismus eine Lehrstunde erteilen wollte, in seine Geschichte der badischen Verfassung eingegangen sein. In den Festschriften und vor allem auch in seiner Badischen Geschichte von 1889 – die bis 1871 reicht – legte er sich keine solche Zurückhaltung auf. Und er nahm dabei auch in Kauf, dass sein Prinzipal mitreden wollte. Großherzog Friedrich I., historisch interessiert und gebildet, ließ sich Weechs Manuskripte zur Haus- und zur Zeitgeschichte durchaus vorlegen. Mehrfach verlangte er Änderungen in Weechs Formulierungen oder die Unterdrückung von Quellen, die er für bedenklich hielt, wenn er sie nicht überhaupt für Weech sperren ließ; Treitschke spottete in einem solchen Fall: *Die allerhöchste Sorgfalt für die Rheinbundacten bleibt freilich sehr zu bedauern.*

Nähe zur Macht und Abhängigkeit von der Macht hingen für beide Archivdirektoren unmittelbar zusammen. Roth zog daraus Konsequenzen für seine politischen Überzeugungen, ohne eine letzte Distanz aufzugeben. Weech sah sich an der Seite der Macht am richtigen Platz, gehorchte, wenn sie Wege versperrte – das Ministerium verbot ihm z.B. die Annahme eines Ehrenamts in der Krankenpflege, das ihm Fürst Pless als kaiserlicher Kommissar angeboten hatte – und repräsentierte vor allem diese Macht mit dem Bewusstsein für Würde und Glanz des Staates und der Dynastie, denen er diente. Sinnfälliger Ausdruck dieser Repräsentation wurde der Neubau des Generallandesarchivs im Karlsruher Westend, im Nobelviertel der Jahrhundertwende. Ohne den Willen zum öffentlichen Auftritt, wie er Weech selbstverständlich war, aber auch ohne seine enormen archivischen und wissenschaftlichen Leistungen und vor allem ohne die Anerkennung dieser Leistungen durch den Großherzog wäre dieser Bau nicht denkbar; in seinem neoabsolutistischen Dekor spiegelt er genau die Staatsauffassung, der auch Weech huldigte. Der sichtbaren Präsenz des Neubaus im Stadtbild entsprach die publizistische Präsenz der Archivbelange in der Öffentlichkeit. Weech gelang hier eine Breitenwirkung in der Presse, wie sie vor und nach ihm nie erreicht wurden. Dass er in dieser Rolle auch die

Deutungshoheit strittiger historischer Ereignisse beanspruchte, zeigte der „Fall Böhlingk“, der publizistisch und gerichtlich ausgetragene Streit zwischen den Archivaren des Generallandesarchivs und dem Lehrstuhlinhaber für Geschichte an der Technischen Hochschule in den 1890er Jahren. Der Prozess braucht uns hier nicht zu interessieren; auf dem journalistischen Schlachtfeld, auf dem nach dem Stil der Zeit mit scharfen Waffen gekämpft wurde, ging es aber auch um die Nähe Weechs zur Macht, um die Verstrickung eines angeblich doch neutralen Beamten in die polizeiliche Exekutive. In der Badischen Presse verdächtigte man Weech, als Zensor der Karlsruher Zeitung tätig zu sein und damit direkt in die Meinungsbildung steuernd einzugreifen. Das war falsch. Was man nicht wusste oder durcheinandergebracht hatte, war die Tatsache, dass Weech seit Ende 1884 für das Innenministerium die *bedeutendere* Tagespresse durchzusehen und darüber Bericht zu erstatten hatte; zugleich hatte er alle offiziellen Verlautbarungen des Ministeriums zu redigieren, bevor sie an die Karlsruher Zeitung zur Veröffentlichung gingen. Das war keine Zensur und endete auch bereits wieder 1885, als Weech Archivdirektor wurde. Es kennzeichnet aber als Detail, wie selbstverständlich das Archivwesen noch zu dieser Zeit als Teil der Innenverwaltung betrachtet wurde. Nahezu unter einem Dach, auf jeden Fall Wand an Wand saßen Ministerium und Generallandesarchiv im Behördenviertel am Schlossplatz nebeneinander, das Archiv ressortierte erst nach dem Ersten Weltkrieg beim Kultusministerium. Die Nähe zu den Ministerien und zum Schloss, die Möglichkeit der täglichen Begegnung und des Gesprächs in einem im Ganzen ja kleinen Apparat machen vieles von dem verständlicher, was wir aus der Erfahrung moderner Distanzen als „Nähe zur Macht“ betrachtet haben.

Unsere Fragestellung ging nur in eine Richtung und so war unsere Wahrnehmung auch selektiv. Nähern wir uns noch einmal den beiden Biografien von Roth und Weech. Die Versuchung ist groß, beide, vor allem aber Weech als Repräsentanten eines Beamtentums anzusehen, das sich anpasste, das den Staat repräsentierte, das früher als die politische Mehrheit zum National-liberalismus fand und dessen politische Koordinaten über „Thron und Altar“ nicht hinausreichten. Als Mitglied des Karlsruher katholischen Stiftungsrats beförderte Weech wesentlich den Bau der Bernhardskirche in Karlsruhe – gerade sie gilt als steingewordenes Zeichen dieser Liaison zwischen weltlicher und geistlicher Macht, als Ausdruck der Beruhigungspolitik nach dem Kulturkampf und als Bollwerk gegen Bedrohungen von links. Aber begnügen wir uns nicht zu schnell mit Typisierungen, Karrieren erklären nicht alles. Roth von Schreckenstein wäre einseitig dargestellt, wenn man nicht auch seine offenkundige Reizbarkeit, sein schnelles Unbehagen an sich selbst und seiner Umwelt zu verstehen versuchen würde; seine rasche Intelligenz und sein Gestaltungswille ließen ihn wohl nicht leicht zur Ruhe

kommen. In Nürnberg konnte er sich mit dem begeisterten Dilettantismus des Freiherrn von Aufsess, des Gründers des Nationalmuseums, nicht abfinden, in Donaueschingen geriet er in Kürze über seinen geringen Freiraum in Verzweiflung und in Karlsruhe stand das Archiv durch die Kämpfe mit Vater und Sohn Mone von Anfang an „in Flammen“. Geradezu tragisch mutet an, dass die Freundschaft mit Weech, die aus der Ferne so lange so wichtig gewesen war, in der Nähe völlig zerbrach. Weech und sein jüngerer Kollege Moriz Gmelin, die gemeinsam mit Roth die Mone-Kämpfe publizistisch ausgetragen und mit ihm bis an die Grenzen ihrer öffentlichen Reputation durchlitten hatten, waren nach wenigen Jahren soweit, dass sie Roth förmlich den Krieg erklärten. Nun geriet Roth in die Rolle Mones, dem er selbst Verschlagenheit, Untätigkeit und Verschleppung vorgeworfen hatte. Ausgehend von einer der misslichen Haushaltsdebatten im Landtag über das Generallandesarchiv, konfrontierten Weech und Gmelin Roth mit dem Vorwurf, dass *das persönliche Verhältnis zu Ihnen ein so unaufrichtiges geworden sei, dass sie ihm die Zusammenarbeit aufkündigten. Sie stellten harsche Bedingungen für Organisation und Zuständigkeiten und schlossen: Dass unser Schritt ein außergewöhnlicher und mit den Vorschriften der dienstlichen Subordination im Widerspruch stehender ist, dessen sind wir uns bewusst. Wir werden auch kein Recht dazu haben, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, wenn Sie sich die Sprache, die wir gegen Sie führen, ernstlich verbitten. Und wir stellen es Ihnen anheim, das Einschreiten der vorgesetzten Behörde gegen uns zu veranlassen, wenn Sie sich in Ihrer dienstlichen Ehre beschwert fühlen.* Auch ein solcher, schon fast verzweifelter und durchaus spektakulärer Schritt gehörte zum Umgang von Archivaren mit der „Macht“. Im Moment scheint die erstaunliche Courage auch gewirkt zu haben, Roth gab eine nachgebende schriftliche Erklärung ab. War Roth also eher ein „Mensch in seinem Widerspruch“ und Weech tatsächlich *kein Mann nach der Schablone, weder im Parteileben noch sonstwie, nahm er das Gute, wo er es fand*, wie Obser in seinem Nachruf formuliert? In seinem Ansehen zog er an Roth vorüber; nicht der Archivdirektor, sondern der Geheime Archivrat Weech wurde gefragt, als Großherzog Friedrich I. 1882 der Landesgeschichtsforschung neue Impulse geben wollte. Minister Wilhelm Nock, seit 1881 für den Kulturbereich zuständig, Studienfreund Weechs aus München und Schwager Treitschkes, immer zuverlässiger Informant und Helfer Weechs in der Regierung und bei den Fragen der Presse- und Kirchenpolitik, entwarf mit Weech zusammen die Strukturen einer künftigen Badischen Historischen Kommission. Weech hatte Erfolg und er identifizierte seinen Erfolg mit dem Erfolg der Monarchie, der er diente. Sein Nachfolger Karl Obser identifizierte sich – wir sprachen davon – so sehr mit dieser Monarchie auch über ihren Sturz hinaus, dass Volker Rödel darin *konspirative Züge* sah. Aber das ist eine weitere, eine andere Geschichte.

DISKUSSION

Dr. Theil: Du hast die vielfältigen Aktivitäten Weech eindrücklich dargestellt. Welche Aktivität hältst Du für wichtiger, die publizistische oder die wissenschaftliche? Ich hatte den Eindruck, dass die publizistische Tätigkeit einen großen Kreis seiner Tätigkeit ausmacht.

Prof. Krimm: Das ist schon deswegen schwer zu beantworten, weil wir die publizistische Tätigkeit kaum noch kennen, sie ist aus dem Gedächtnis der Archivare verschwunden. Aber die Augen gehen einem auf, wenn man seine Bibliographie liest, die Obser auf vielen, vielen Seiten publiziert hat, und den Bestand an fremden Presseorganen in unserer Bibliothek findet, in denen von Weech publiziert hat, meist in Tageszeitungen, ganz zu schweigen von der Karlsruher Zeitung. Diese regelmäßigen journalistischen Beiträge haben offenbar einen großen Teil seiner Schreibezeit ausgemacht. Die Archivare und Historiker kennen aber nur das Salemer Urkundenbuch, die Karlsruher und die Badische Geschichte, die eine Art Mittelposition einnimmt, oder die Edition der Siegel der badischen Städte. Ich müsste noch mehr Fachliteratur nennen – aber die Mehrzahl seiner Publikationen stammt sicher aus dem journalistischen, politischen, auch aus dem sozialen Bereich; sie wird gar nicht mehr wahrgenommen. Dass ein Beamtenrepräsentant in seiner Zeit, in herausragender Stellung, (mit einer Wohnung von neun Zimmern in diesem Stockwerk des Gebäudes), publizistisch auf diese Weise präsent ist, müssen wir uns erst einmal vergegenwärtigen. Diese Präsenz nahm 1918 für das Archivwesen ein jähes und nie wieder erreichtes Ende.

Frau Schwarzmaier: Großherzog Friedrich hat ja selber sehr auf die Presse einzuwirken versucht. Hat er denn da auch von Weech mitunter eingespannt? So wie er, ich meine mich zu erinnern, auch Hugo von Babo mitunter entsprechende statements hat verlautbaren lassen.

Prof. Krimm: Das wüsste ich auch gerne. Bekannt ist aber nur, dass er von 1884 bis 1885 die Pressefunktion innehatte, die ich beschrieben habe, und Verlautbarungen der Regierung für die Tageszeitungen zu redigieren hatte. Aber dass er Meldungen zu lancieren hatte, dafür habe ich keine Quellen gefunden.

Dr. John: Es gibt sicher auch heute Seilschaften und Beziehungskisten, wie man so schön sagt, in der höheren staatlichen Beamtschaft. Aber die Beziehungen, die Du für das Großherzogtum geschildert hast, waren doch sehr ausgeprägt. Sind solche Beziehungen, ihre Pflege, auch die diplomatischen Unternehmungen, um einen Posten zu bekommen, vielleicht typisch für einen so relativ kleinen Kreis wie die Beamtschaft Badens – und in größeren Apparaten kaum denkbar?

Prof. Krimm: Man müsste das etwa mit preußischen Verhältnissen vergleichen. Korrespondenzen über Berufungen auf Lehrstühle beziehen sich auf das ganze Reichsgebiet. Nicht nur in der Korrespondenz von Weech/von Schreckenstein, sondern wohl überall sind Berufungsverfahren immer eine Frage der Beziehungen oder Empfehlungen. Zu beachten ist dabei die Selbstverständlichkeit, mit der auf die politische Äußerungen von Amtsbewerbern geachtet wurde. Die Lagerzugehörigkeit scheint in der aufgeheizten Stimmung von Kulturkampf, Sozialistengesetzgebung, nationaler Frage, in der Reaktionszeit, den liberalen Wellenbewegungen, der Regierungsstürze, im Pro und Contra bei Roggenbach durchweg auch in der Beamtschaft eine große Rolle gespielt zu haben, die man sich bewusst machen muss.

Im Werk von Bernd Wunder über die Beamtenschaft kommt das wohl vor, aber man kann es sich gar nicht drastisch genug vorstellen.

Dr. Theil: Es war viel die Rede vom Verhältnis der Archivare zur Obrigkeit. Gibt es denn Hinweise, dass die Archivare sich bei den Vorgesetzten auch für ihre Mitarbeiter eingesetzt haben? In Württemberg ist das erstmals vom Ende des 19. Jahrhunderts von Schneider bekannt, der sich für seine Mitarbeiter beim Ministerium verwendete – seine Vorgänger hätten sich, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, so etwas nicht getraut. Da dies heute noch eine gewisse Bedeutung hat: Gibt es dafür Quellen? Bei Weech könnte man sich vorstellen, dass er auch etwas für sein Haus tat. Du hast geschildert, dass der Archivneubau in dieser Form ohne von Weechs Bedeutung kaum vorstellbar ist. Wie ist das bei Roth von Schreckenstein?

Prof. Krimm: Die Klagen der Wartenden sind natürlich immer tränenvoll, das ist ein Phänomen aller Generationen. Die Vorwürfe gegen Mone waren erheblich, dass er nichts, aber auch gar nichts für Josef Bader oder Josef Dannbacher getan habe – wobei die beiden sich selbst nicht aus der Deckung begaben, aber doch durchblicken ließen, dass sie nichts zu hoffen hätten. Und in einer Zeit, in der bis zum Brennholz oder Federgeld alles ausgehandelt werden musste, spielte das wirklich eine Rolle. Bei der Nachfolge von Mone auf Roth ging es darum, ob Roth – oder auch von Weech, in dem er ins Generallandesarchiv eintrat – anderen die Karrieren verbaute. Zwar waren Bader und Dambacher schon alt, aber Roth und von Weech sahen in ihrer Korrespondenz voraus, dass von Weech als Schlächter von Bader gelten werde, weil er ihm offenbar vorgezogen wurde, denn von Weech wurde erster Archivrat und Bader zwangsweise ehrenvoll in den Ruhestand entlassen, ohne es zu wissen: er entnahm es der Zeitung. Das war nicht so beabsichtigt, denn man hatte gar nichts gegen Bader und er wollte sowieso gehen. Aber das Verfahren war typisch und ungeschickt, man hatte den jungen Aufstrebenden ihm vorgezogen. Gegenüber Roth beschwerten sich dann von Weech und Gmelin, dass er sie vollkommen im Stich lasse und ihre Interessen gegenüber der vorgesetzten Behörde in keiner Weise befördere (was an diesen Vorwürfen zutrifft, habe ich nicht nachzuvollziehen versucht). Aber auch im Nachruf von Obser auf von Weech kann man zwischen den Zeilen lesen, dass von Weech doch vor allem auf sich bezogen gewesen sei und mit seinem Glanz auch den Glanz des Hauses unendlich vermehrt habe. Freilich muss er eine erfolgreiche Personalpolitik betrieben haben, denn er konnte seinen Stab wesentlich erhöhen. Auch dies wäre eine Antwort auf die Frage.

Prof. Roellecke: Wie ist denn die Kontinuität von katholischen Direktoren über so lange Zeit zu erklären?

Prof. Krimm: Eine sicher unzureichende Antwort: es ging um einen Vorzeigeposten, nicht gerade im Zentrum der Macht, aber doch in einer „Zentralstaatsbehörde“. Diese herausragende Position einem Katholiken zu geben, hieß zeigen zu können, dass der Staat konfessionell neutral ist. Da so viele andere Posten mit Evangelischen besetzt wurden, hatte dies also eine Alibifunktion – aber dies ist eine etwas bösartige Unterstellung und ich weiß nicht, ob sie wirklich greift. Vor allem fehlen dazu noch Quellenbeweise.

Frau Roellecke: Sie haben von Weech zitiert, dass die Beamten sich aus der Politik heraushalten sollen, was er selbst ja wohl offensichtlich nicht beherzigt hat. Gab es Sanktionen für

solche, die die politische Parteinahme übertrieben haben? Es gab jedenfalls Flucht in die Schweiz.

Prof. Krimm: Es kam eben auf die Seite an, auf der man stand. Bei Bewerbungen um Posten hatten Anhänger der falschen Seite keine Chancen, auch wenn ich das stark vereinfache. Sanktionen gegen politische Betätigung auf der „richtigen“, staatstragenden Seite gab es bestimmt nicht. Ein Disziplinarverfahren wegen politischer Betätigung ist mir während der Monarchie nicht bekannt (in der Weimarer Zeit war es anders). Man müsste einmal die Disziplinarverfahrensakten des Oberlandesgerichts vor 1918 daraufhin durchsehen.

Dr. John: Katholische Direktoren in der Monarchie sind ja auch nicht einfach „Katholiken“, sondern solche von der „richtigen“ Seite – keine Ultramontanen, sondern eben Leute wie Roth von Schreckenstein und von Weech, die sich durchaus staatstragend distanzieren von der radikalen katholischen Seite. Es sind Aushängekatholiken für die Regierung.

Prof. Krimm: Bei Mone wird es wieder schwieriger. Er hat aus seiner überzeugten Katholizität, anders als von Weech oder Roth von Schreckenstein, nie einen Hehl gemacht. Er hat allerdings auch seine Schrift über die kirchlichen Zustände in Baden anonym veröffentlicht (wenn sie von ihm ist).

Prof. Schwarzmaier: Sie haben auf die Möglichkeit der Konversion hingewiesen, auch bei den Archivaren. Wie Obser hat auch Hans Thoma als Direktor der Kunsthalle konvertiert, ein Schritt, der offensichtlich innerhalb der Karlsruher Gesellschaft als nicht unwichtig angesehen worden ist. Aber um noch einmal etwas grundsätzlicher in die Dinge einzusteigen. Sie haben anfangs vom Beamtenstand gesprochen, sind dann aber doch übergegangen in die Biographien dieser beiden Persönlichkeiten, die Sie hier vorgestellt haben, die Sie aus ihrem Briefwechsel und in ihrer Persönlichkeitsstruktur kennen– vielleicht kennen Sie die beiden Herren sogar besser, als sie sich selber gekannt haben. Die Strukturgeschichte, die Wunder für die Beamenschaft gefordert hat, ist eine Seite. Die Personengeschichte und die Kenntnis der Persönlichkeiten ist eigentlich etwas, was der Strukturgeschichte widerspricht; je genauer man die Personen kennt, umso schwerer hat man es, sie einzuordnen in die strukturellen Situationen auch z.B. ihres Beamtenstatus. Denken Sie an Roth von Schreckenstein: eine überaus komplexe Persönlichkeit, die mit der Situation, in der sie hineingestellt war, die verschiedensten Ziele verbunden hat. Die Archivare, nicht nur Roth, entziehen sich auf diese Weise eigentlich der Einordnung in den Beamtenstand, sie sind zumindest viel schwerer in den Beamtenstand einzuordnen als andere. Das hängt sicherlich zusammen mit ihren schriftstellerischen Aufgaben für die Historiographie des Landes, das hängt mit ihrer Hofnähe zusammen, auf die Sie hingewiesen haben. Ähnliches gilt wohl auch für die Bibliothekare, übrigens auch für die Theaterleute: sie scheren ein wenig aus aus diesem großen Strukturbild des Beamten, das man sich aus Lehrern, Justizbeamten und Regierungsmitgliedern zusammengesetzt hat. Diejenigen Beamten, die Sie genannt haben, haben eigentlich durchweg in irgendeiner Form ihre Eigengesetzlichkeit eingebracht, die Eigengesetzlichkeit ihrer Persönlichkeit und ihres Amtes. Und das scheint mir für die Archivare in einem ganz besondern Maße zu gelten.

Prof. Krimm: Da kann ich nur zustimmen. Für Roth von Schreckenstein gilt dies bestimmt so, wie Sie es beschrieben haben. Bei von Weech ist es vielleicht wieder ein bisschen anders, weil er sich der Erwartung an einen hohen Beamten doch mehr angepasst hat als sein Vorgänger.

Mir ist noch ein anderer Fall eingefallen, den wir vielleicht als lehrreiches Beispiel der Verwirrung der Fronten und der schwierigen Lagerbildung und Musterkarrieren ins Feld führen könnten. Roth von Schreckenstein hatte in Donaueschingen einen Erzfeind, den Domänendirektor August Bernhard Prestinari. Er war der Allgewaltige am Hof, Roth war von ihm abhängig und fürchtete ihn als seinen Konkurrenten. Ständisch gesehen stand Prestinari unter ihm, beruflich aber über ihm als sein direkter Vorgesetzter, der ihn offenbar schurigelte, wo er konnte. Prestinari kam aus Bruchsal; in der Revolutionszeit hatte er in Karlsruhe eine bedeutende Rolle gespielt, in der Reaktionszeit gute Verwaltung geleistet und war von Karlsruhe nach Donaueschingen gegangen, als oberster Verwaltungsbeamter des Fürsten. In kürzester Zeit konnte er die Donaueschinger Hofhaltung wieder ins Plus bringen und eine hervorragende Finanzverwaltung aufbauen. Er war also ein sehr verdienstvoller Mann, der politisch zu den Konservativen, aber ebenso betont auch zur kirchlichen Seite gehörte. Mit ihm zerkrigte sich Roth von Schreckenstein vollkommen; er rechnete ihn immer in das Lager der Ultramontanen, obwohl er wusste, dass Prestinari auch in Karlsruhe noch Einfluss und Namen hatte. Also fürchtete Roth von Schreckenstein Prestinaris Einfluss in Karlsruhe, wo er ja etwas werden wollte. Das sind zufällige persönliche Verwerfungen, die zeigen, wie durchlässig und wenig erstarrt die Lager, die Grenzen sein konnten, in denen man eben leben musste.

Prof. Schwarzmaier: Sie haben bei Ihrer schönen Deutung der beiden Porträts nicht darauf hingewiesen, dass beide Archivare das Ritterkreuz zum Zähringer Löwen tragen, einen hohen Orden, der sie in der Hofgesellschaft in die erste Rangklasse einordnete. Und das spielte eine doch große Rolle.

Prof. Krimm: Als Zeremonienmeister sind beide in den Quellen bei Hof greifbar und das ist nur bei dieser hohen Dekoration möglich. Sicher nicht als *Primi inter pares*: Bei Hof liefen sie dann doch immer unter den Ferneren. Aber sie waren eben bei Hof, das ist das Wesentliche. Aus Plänen im Nachlass Weech sieht man, dass er für bestimmte Gruppen der Tafel zuständig war und Plätze anzuweisen hatte. Bei Roth von Schreckenstein wird es ähnlich gewesen sein, da gibt es nur die Anfrage, ob er wieder als Zeremonienmeister bei der Silberhochzeit 1881 zur Verfügung stünde. Diese Personalunion von Archivar und Zeremonienmeister bei Hof gab es auch nicht nur in Baden, sondern auch in Preußen. Graf Stillfried von Radowitz – wir sind jetzt in der Ära von Leopold und Friedrich Wilhelm IV., Radowitz tauschte sich aus mit Krieg von Hochfelden über den Bau der historischen Burgen Eberstein und Hohenzollern und betrieb wesentlich den Ausbau der Zollernburg – war Direktor des hohenzollerschen Familienarchivs und Zeremonienmeister am königlichen Hof. Die Verquickung wird in seiner Person noch deutlicher, auch sie gehört zum Bild eines Archivars des 19. Jahrhunderts, zu dem ja vieles gehört, was heute kaum noch präsent ist, z.B. das Bewusstsein des Ausübens von Staatsgewalt.

Dr. John: Nicht ganz ernst gemeint zum Thema Struktur- oder Personengeschichte: Wir haben es ja mit einem sehr kleinen Berufsstand zu tun. Bei Bernd Wunder kommen weder das Archiv noch die Archivare vor, nur Mone erscheint in einer Anmerkung im Zusammenhang mit dem Ultramontanismus.

Dr. Weber: Es gibt außer der Konfessionskontinuität noch eine weitere, das ist der Adel. Aus der sehr selbstbewussten Schicht des oberschwäbischen Reichsadels stammte Roth von Schreckenstein – und er berief sich ja auch sehr darauf. Nach ihm kommt der Beamtenadel mit

von Weech. Aber wie verortet man in dieser Reihe Mone? Kann man ihn als „Sonderfall“ irgendwie deuten?

Prof. Krimm: Die Frage gebe ich an Herrn Schwarzmaier weiter, da ich nicht weiß, wieso Mone eigentlich Direktor wurde. Auf jeden Fall passt er nicht in dieses Bild der adligen Archivdirektoren, zu denen ja auch sein Vorgänger Justin von Hillern gehört hatte. Mone wurde als Gelehrter berufen. Vielleicht durch ein Personengeflecht, was ich bei der Freundschaft mit Krieg von Hochfelden versucht habe anzudeuten.

Prof. Schwarzmaier: Mone war ein wissenschaftliches Wunderkind, das in ganz frühen Jahren in die wissenschaftliche Karriere eingestiegen ist. Mit zweiundzwanzig war er Professor, und hat ein ungeheueres, ein geradezu sensationelles wissenschaftliches Werk auf allen Gebieten hervorgebracht. Seine Karriere führte ihn von der Heidelberger Professur nach Löwen. Als er wegen der belgischen Revolution 1830 nach Karlsruhe kam, war er bereits ein weitberühmter Mann, seine wissenschaftliche Arbeit war ungeheuer vielfältig. Nachträglich sieht man auch, dass sie gepaart war mit Themen, die er nicht alle voll durchgearbeitet hat; viele Themen hat er angetippt, die damals noch neu waren. Seine fast sensationelle Karriere muss ihn wohl in irgendeiner Form dem Adel gleichgestellt haben.

Prof. Krimm: So scheint also Mone ein Sonderfall gewesen zu sein und von Hillern, Roth von Schreckenstein und von Weech vertraten eigentlich die „Normalität“.